

Sven Staffeldt / Jörg Hagemann (Hrsg.)

Semantiktheorien

Lexikalische Analysen
im Vergleich

STAUFFENBURG

Einführungen

STAUFFENBURG

Einführungen

Band 32

Sven Staffeldt / Jörg Hagemann (Hrsg.)

Semantiktheorien

**Lexikalische Analysen
im Vergleich**

**STAUFFENBURG
VERLAG**

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2017 • Stauffenburg Verlag GmbH
Postfach 25 25 • D-72015 Tübingen
www.stauffenburg.de

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung
in elektronischen Systemen.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Werkdruckpapier.

ISSN 0948-3365
ISBN 978-3-95809-414-7

Inhaltsverzeichnis

Semantische Analyseperspektiven – eine kurze Einleitung	7
<i>Sven Staffeldt und Jörg Hagemann</i>	
Der Analysetext	21
Semiotisches Dreieck und semantische Relationen	25
<i>Thorsten Roelcke</i>	
Lexikalische Dekomposition.....	51
<i>Stefan Engelberg und Irene Rapp</i>	
Prototypensemantik und Stereotypensemantik	77
<i>Christina Gansel</i>	
Wortfeldtheorie	97
<i>Sven Staffeldt</i>	
Konzeptuelle Semantik	151
<i>Claudia Maienborn</i>	
Die Drei-Stufen-Semantik der Kritischen Kognitionslinguistik	189
<i>Monika Schwarz-Friesel</i>	
Korpuslinguistik und Semantik.....	205
<i>Petra Storjohann</i>	
Metapher und Metonymie	231
<i>Jörg Hagemann</i>	

Semantische Analyseperspektiven – eine kurze Einleitung

Sven Staffeldt und Jörg Hagemann

Mit der Bedeutung verhält es sich wie mit der Zeit. Was ist sie?

„Wenn niemand mich danach fragt, weiß ich es;
wenn ich es einem Fragenden erklären will, weiß ich es nicht.“

(Augustinus, Aurelius (2000): Was ist Zeit? (Confessiones XI/
Bekenntnisse 11). Lateinisch-Deutsch. Hamburg: Meiner. S. 25)

1 Wortbedeutungen und lexikalische Semantik

Lexikalische Semantik hat es mit Gespenstern zu tun: Wortbedeutungen sind unsichtbar, sie können nicht gehört werden, ertasten kann man sie nicht und riechen auch nicht – aber sie sind zweifelsohne da und leisten ganze Arbeit, wenn es darum geht, das Palais der verbalen Kommunikation mit Leben zu füllen (und gelegentlich auch für Wirbel darin zu sorgen). Sie geistern herum, wo Wörter sind, auch wenn den Wörtern selbst ihre Bedeutung nicht angesehen werden kann und die Bedeutungen auch nicht an diesen kleben. Wer immer sich mit Wortbedeutungen beschäftigt, bekommt es mit dem Problem zu tun, etwas nicht direkt Wahrnehmbares greifbar (und sich und möglicherweise anderen begreifbar) machen zu wollen. Dass *Fisch*, *Fische* oder *Fischmarkt* verschiedene Formen sind, kann man sehen und hören, kann man beobachten. Nicht aber, dass *Fisch* eine Bedeutung hat, und auch nicht, dass diese mit der von *Fische* zu einem großen Teil identisch ist, mit der von *Fischmarkt* zu einem nicht unwesentlichen Teil aber nicht. Bedeutungen kann man nicht so ohne Weiteres beobachten, man bekommt sie nicht einfach zu fassen. Man wüsste auch gar nicht, wo genau man hingreifen sollte. Bedeutungen führen ein eigenwilliges Leben, scheinbar außerhalb unseres räumlichen Koordinatensystems. Ratlos fasst man sich an den Kopf und könnte auf die Idee kommen, genau damit der Lokalisierung von Bedeutung einen Schritt näher gekommen zu sein. Doch hier tun sich Abgründe auf, deren Überwindung weder philosophisch noch neurophysiologisch bis dato geleistet werden konnte. Hier eine kleine Auswahl offener Fragen: Ist Bedeutung im Kopf (oder in einem Kopf) oder in allen Köpfen der Sprecher einer Sprachgemeinschaft? Sollte Letzteres der Fall sein: Sind diese Bedeutungen identisch? Sind sie beliebig duplizierbar? Hören sie auf zu existieren, wenn es keine Menschen mehr gibt? Wenn ja: Da es den Menschen nicht schon immer gab – wie kamen sie zu ihm (oder er zu ihnen)? Und sowohl für Letzteres als auch für Ersteres stellt sich die grundsätzliche Frage: Wo genau im Kopf sind Bedeutungen? Im Gehirn passiert etwas während der verbalen Verständigung, sicher. Etwas davon können wir inzwischen mit bildgebenden Verfahren (Positronen-Emissions-Tomographie (PET), funktionelle Magnetresonanztomographie (fMRT) usw.) sichtbar machen. Aber machen wir damit Bedeutungen sichtbar (oder doch nur neurophysiologische Korrelate)? Fest steht: Für Kommunikation in Form der Produktion wahrnehmbarer Verstehensangebote ist das Gehirn letztlich die Instanz, die das ermöglicht. Und menschliche Kommunikation involviert

wesentlich Bedeutungen. Der direkten Beobachtung, der physikalischen Registrierung aber entziehen sich Bedeutungen – sie bleiben gespenstisch (bzw. gute Geister).

Man kann es als operative Fiktion betrachten, dass sprachliche Einheiten (als solche für sich genommen und ebenso im Zusammenspiel mit kotextuellen sprachlichen Einheiten) Bedeutungen haben. Denn eine sprachliche Einheit hat insofern eine Bedeutung, als man glaubt, dass sie eine solche haben soll, und insofern, als man denkt, alle anderen glaubten auch, dass sie eine haben soll. Eine solche operative Fiktion erweist sich insbesondere dann als wirksam, wenn man sich wechselseitig unterstellen kann, Alter kenne und wisse Ähnliches über die Bedeutung wie Ego. Eine solche durchaus nützliche Fiktion kann in der Realität fragil werden und auf blinde Flecken treffen, die sie, die Fiktion, zunächst einmal zusammenbrechen lassen. Wenn man ihre Bedeutung nicht kennt, nützt einem die schönste sprachliche Form in dem besten sprachlichen Kotext nämlich gar nichts. Wenn Sie das Wort *blach* nicht kennen, sind Sie allein mit der Form *blach* aufgeschmissen. Und wenn Sie es dreimal hintereinander lesen sollten: *blach, blach, blach* – da ist keine Bedeutung, die Sie zu sehen bekämen. Und auch ein einzelner kleiner Kotext, sagen wir: ein Satz wie *Sie zogen des Weges zum blachen Feld* hilft nur begrenzt. Aber immerhin: Jetzt wissen Sie, dass es sich um ein Adjektiv handeln muss, das *Feld* näher beschreibt. Aber: Bezeichnet es die Farbe eines Feldes? Den Bewuchs eines Feldes? Die Größe des Feldes? Den Zustand der Erde eines Feldes? Den Feuchtigkeitsgrad eines Feldes? Die Nutzbarmachung eines Feldes? Die geologische Struktur des Feldes? Die Beschädigung des Feldes? Nichts zu machen, oder? Nun könnten Sie in einem Wörterbuch nachschauen, um etwas über die Bedeutung dieser Form zu lernen. In dem großen zehnbändigen Duden „Das große Wörterbuch der deutschen Sprache“ der Dudenredaktion (⁴2012) finden Sie unter dem Lemmastichwort *blach*:

K *blāch* <Adjektiv> [entstanden aus der Getrennschreibung »blaches Feld« für ↑Blachfeld] (seltener):

flach, eben:
als die schwedischen Scharen auf dem blachen Felde von Lützen sich zusammenzogen (C. F. Meyer, Page 165).

Abbildung 1: Screenshot des Duden-Eintrags *blach*

Jetzt haben Sie schon eine Menge erfahren. Dass es sich wirklich um ein Adjektiv handelt, dass es einen Grund hat, warum Sie das Wort nicht kennen (es ist „seltener“), dass es zum Klassikerwortschatz gehört (was das „K“ anzeigt, auch wenn Sie dies wohl hätten nachschlagen müssen und nun auch nicht so recht wissen, was denn der Klassikerwortschatz eigentlich genau ist), wie es vermutlich entstanden ist (also dass es irgendwie mit *Blachfeld* zusammenhängt, auch wenn der Hinweis mit der Getrennschreibung erst einmal ein wenig verwirrend sein könnte), und was die Bedeutung von *blach* ist, nämlich: ‘flach, eben’. Wenn Sie nun die Bedeutung von *flach* und *eben* kennen – so die lexikographische Hoffnung, durch Angabe von Synonymen erfolgreich Bedeutungen angeben zu können –, dann haben Sie eine Ahnung, was *blach* bedeutet. Schließlich

bekommen Sie durch einen literarischen Beleg noch vor Augen geführt, wie *blach* schon mal erfolgreich literarisch verwendet wurde (nämlich attributiv zu *Felde*, wobei Ihnen das Dativ-*e* hier vielleicht etwas altertümlich vorkommen mag).

Den semantischen Kern dieses Eintrags findet man bei den kursiven Synonymen. Wenn man dieses Verfahren der Bedeutungsangabe durch Anführen von Synonymen aufs Schematische reduziert betrachtet, so kann offenbar eine unbekannte Bedeutung eines Wortes erklärt werden, indem andere Wörter mit als bekannt vorauszusetzenden Bedeutungen angeführt werden. Mithin haben wir es mit einer Art Übersetzung zu tun: *blach* ist in unserem Beispielfall das objektsprachliche Wort, das mittels der metasprachlich verwendeten Wörter *flach* und *eben* semantisch äquivalent übersetzt wird. Wenn es um die Angabe von Bedeutungen geht, kann man in der lexikographischen Metasprache also *flach* und *eben* verwenden, ähnlich wie man im Französischen *manger* verwenden kann, wenn es um die Übersetzung des deutschen *essen* geht.

Auch die lexikalische Semantik bedient sich notgedrungen eines Übersetzungsverfahrens. Um Bedeutungen von Wörtern beschreiben zu können, benötigt sie metasprachliches Werkzeug. Wortbedeutungen werden beschrieben, indem das Wort in einer bestimmten, im jeweiligen Kontext interessierenden Lesart in eine Metasprache übersetzt wird. Um das aber tun zu können, muss die Bedeutung trivialerweise vorher in irgendeiner Form bekannt sein. Nur wer Bedeutungen kennt, kann Wörter adäquat übersetzen. Und dies ist ja auch die Ausgangssituation einer lexikalischen Semantik, die sich mit Bedeutungen von Wörtern beschäftigt. Man kann nicht nur nicht so tun, als hätte man keine blasse Ahnung, was die Bedeutung des jeweiligen Wortes sein könnte – insofern steht die lexikalische Semantik hier nicht vor einem *blachen* Feld –, sondern man ist für die Ausübung des semantischen Kerngeschäftes in gewisser Weise sogar darauf angewiesen, die Bedeutung zu kennen, bevor man sie beschreibt. Die einzelnen im vorliegenden Sammelband vorzustellenden Forschungsrichtungen der lexikalischen Semantik unterscheiden sich nun zunächst einmal – aber natürlich nicht nur – darin, welches metasprachliche Inventar sie wie benutzen oder überhaupt für sinnvoll halten, um damit Bedeutungen beschreiben zu können. Lexikalische Semantik kann betreiben, wer die Beschreibungsmittel kennt, mit denen man bereits bekannte Bedeutungen gewinnbringend beschreiben kann.

2 Konzeption des Bandes

Hier setzt das Konzept dieses Bandes an. Ziel ist es, prominenten Semantiktheorien dabei zusehen zu können, wie sie die Bedeutungen von Wörtern mithilfe ihrer je spezifischen Analysewerkzeuge übersetzen, wie sie Bedeutungen beschreiben. Von den Herausgebern wurde vorgegeben, dass sich Vertreter lexikalischer Semantiktheorien jeweils mit vier Wörtern aus einem ebenfalls vorgegebenen Analysetext beschäftigen: *Fisch*, *fressen*, *fremd* und *wieder*. Diese Wörter werden Ihnen bekannt sein, was auch heißt: Sie kennen deren Bedeutung. Es kann also nicht (jedenfalls nicht in erster Linie) darum gehen, Sie zuallererst darüber zu informieren, was diese Wörter bedeuten. Aber es kann sein, dass Ihnen nicht so recht klar ist, wie man die Bedeutungen dieser Wörter analysie-

ren und beschreiben kann. Genau dies ist eine der Hauptaufgaben für die BeiträgerInnen dieses Bandes. Die Vertreter der hier versammelten Semantiktheorien zeigen mit ihren Beiträgen, wie in einer bestimmten Forschungsrichtung der lexikalischen Semantik analysierend gearbeitet wird. Es sind Spezialisten für die jeweilige Semantiktheorie und Sie als LeserIn können ihnen beim Analysieren über die Schulter schauen. Gleichzeitig ist es natürlich auch eine Art Bewährungsprobe, wie gut der jeweilige Ansatz im Analysefall zurechtkommt. Und schließlich werden Sie als LeserIn in die Lage versetzt, den Ertragsreichtum der Analyseergebnisse vergleichend zu beurteilen.

Zurück zur Problematik, die am Ende des Abschnitts 1 dieses einleitenden Beitrags angesprochen wurde: Natürlich ist die Rede von den als bekannt vorauszusetzenden Bedeutungen etwas vereinfachend gewesen. Das semantische Kerngeschäft besteht klarerweise auch darin, Bedeutungen zu ermitteln, bevor man sie beschreibt. Für beides gibt es Werkzeuge. Man verfügt als Semantiker zwar über Sprachkompetenz und kennt die vorgegebenen Wörter auch und gerade bedeutungsmäßig. Nun stehen die von den Herausgebern des vorliegenden Sammelbandes vorgegebenen Wörter aber in einer konkreten textuellen Umgebung: und zwar in dem in der Regionalzeitung Mainpost erschienenen Artikel „Invasion der Grundeln“ vom 12.11.2013 (online letztmalig für diesen Band aufgerufen am 10.06.2014).¹ Dass Wörter nie kontextlos vorkommen (selbst wenn sie wie in Fußnote 1 einfach so hingeschrieben oder aufgelistet zu sein scheinen), ist entscheidend für deren Bedeutungen, denn letztlich hat man auch als SprachlernerIn (als Kind ebenso wie als FremdsprachlernerIn) nur verschieden und ähnlich wiederkehrende Verwendungen in unterschiedlichen und vergleichbaren Kontexten, um Wörter in ihren Bedeutungen erfassen und schließlich auch selbst adäquat verwenden zu können. Das Gebrauchswissen, das unsere Sprachkompetenz im Kern ausmacht, ist nun zum einen von den Verwendungskontexten abhängig, in denen wir uns diese oder jene Bedeutung angeeignet haben, sodass hier durchaus mit interindividuellen Unterschieden zu rechnen ist. Zum anderen haben wir dieses Wissen um Bedeutungen selten in Form eines deklarativen (oder leicht deklarierbaren) Wissens verfügbar. Auf dieses Problem wird man u. a. immer dann aufmerksam, wenn man von Kindern gefragt wird, was dieses oder jenes Wort bedeutet, und man nicht immer gleich eine gute Antwort aus dem Hut zaubern kann (ohne übrigens dabei das fragliche Wort selbst zu wiederholen). Obwohl man also – auch als SemantikerIn – die Wörter bedeutungsmäßig kennt, mit denen man es zu tun bekommt, und obwohl man dieses Bedeutungswissen auch als Voraussetzung ansehen kann, um überhaupt semantisch analysierend arbeiten zu können, sollte eine Semantiktheorie auch in der Lage sein, Bedeutungen zuallererst zu ermitteln. Schließlich sollte eine Semantik auch grundsätzlich mit *blach*-Fällen zurechtkommen, auch wenn sich die

¹ Den (sprachlich unveränderten) Zeitungstext finden Sie mit Zeilennummern versehen im vorliegenden Band nach dieser Einleitung. Um sich ein Bild von dem in der Printausgabe der „Mainpost“ erschienenen Artikel machen zu können (insbesondere auch, was die Platzierung der Bilder anbetrifft), ist der gesamte Artikel noch einmal stark verkleinert als Scan-Abbildung eingefügt. Die vorgegebenen Wörter sind in dem Text an verschiedenen Stellen und unterschiedlich häufig zu finden:

Fisch: Zeilen 2, 9, 11, 17, 18, 30, 37, 53, 68, 74, 85, 95, 102, 110 und 119

fressen: Zeilen 37 und 46

fremd: Zeile 2

wieder: Zeilen 41 und 116

Untersuchung sprachlicher Einheiten, deren Bedeutungen man nicht kennt (etwa im Rahmen der Untersuchung einer unbekannt fremden Sprache), fundamental von linguistischen Analysen sprachlicher Einheiten bekannter Sprachen unterscheidet.

Ermitteln und Beschreiben von Bedeutungen – dies ist also der Analysefall für die Theorien der lexikalischen Semantik in diesem Band. Mit ihrer Hilfe sollen Bedeutungen sichtbar gemacht, soll den Bedeutungen das Gespenstische genommen werden. Im Folgenden werden wir kurz die in den Beiträgen behandelten Semantiktheorien vorstellen. Diese Vorstellungen verstehen sich nicht so sehr (oder nicht nur) als Zusammenfassungen der einzelnen Beiträge. Es ist mithin auch nicht klar, ob die BeiträgerInnen mit jeder Bemerkung darin immer voll und ganz zufrieden wären. Aber sie sind so gehalten, dass sie es sein könnten. Es handelt sich um kurze Einblicke in die Theorien, mit denen sich die BeiträgerInnen in ihren Aufsätzen befassen.

3 Semantiktheorien und die Beiträge dieses Bandes

Der den Band eröffnende Beitrag arbeitet an der Sichtbarmachung von Bedeutung in einem ersten Schritt mithilfe der Modellierung eines Bedeutungsbegriffs über das sog. **semiotische Dreieck**. Hier kommt es nicht so sehr darauf an, konkrete Bedeutungen selbst detailliert zu beschreiben, sondern einen Bedeutungsbegriff zu etablieren, der als Grundlage für Bedeutungserklärungen dienen kann. Denn was genau heißt es, wenn man von der Bedeutung eines Ausdrucks redet? Hierauf geben verschiedene Zeichenmodelle unterschiedliche Antworten. Im Raum stehen bilaterale und Dreiecksmodelle sowie ganz allgemein das Verhältnis von sprachlichen Formen mit begrifflichen Bedeutungen und Bezugnahmemöglichkeiten auf Dinge, Vorgänge, Eigenschaften und Umstände in der Welt. Thorsten Roelcke vergleicht derartige Modellierungen in ihren wesentlichen Grundzügen und zeigt dann, wie Bedeutungserklärungen mithilfe des semiotischen Dreiecks vorgenommen werden können. Nicht zufällig ist es dabei so, dass einerseits Notationskonventionen² wie Objektsprache in kursivierter Schrift und Bedeutungsangabe in einfachen Anführungsstrichen verwendet werden (etwa: *Fisch* bedeutet ‚Fisch‘ unter Wiederholung derselben sprachlichen Form als zu Erklärendes und Erklärendes, gewissermaßen die Bedeutung etikettierend) und andererseits aber Piktoriales auf den Plan tritt, wenn es darum geht, die Einheiten anzugeben, auf die man mit der Verwendung des sprachlichen Ausdrucks Bezug nehmen kann (also etwa die schematisierte Abbildung eines großen Fisches hinter einem kleinen, den er zu fressen droht). In einem zweiten Schritt widmet sich Roelcke den **semantischen Relationen**. Nachdem über das Dreiecksmodell der Boden für die semantische Sichtbarmachung bereitet wurde, werden Bedeutungen hier eingekreist, indem Ausdrücke genannt werden, deren Bedeutung in einer fass- und benennbaren Beziehung zur Bedeutung des zu beschreibenden Ausdrucks stehen, etwa in verschiedener Weise Gegenteiliges, Teil von, Überbegriff zu usw. Ein Dauerbrenner der Semantik.

² Näheres dazu s. u. Abschnitt 4 dieser Einleitung.

Hat man das Bedeutungsgepenst solchermaßen dingfest gemacht, stellt sich die Frage, wie man es näher untersuchen kann. Eine der prominentesten Methoden hierfür liefert die strukturalistische **Merkmalssemantik**. Grundannahme ist: Die Bedeutung eines Wortes ist nichts Unteilbares. Sie besteht vielmehr aus Komponenten (semantische Merkmale oder Seme genannt), die zusammen die Bedeutung (häufig auch Semem genannt) ausmachen. Weil es also darum geht, die Bedeutung eines Wortes zu zerlegen, nennt man diese Ansätze auch dekompositionell: Man nimmt die Bedeutung auseinander und listet die Bestandteile (oft in Form sogenannter Merkmalsmatrizen) auf. Für die Bedeutung von *Fisch* bspw. sollte irgendeines dieser Merkmale klären, dass es sich dabei um ein Tier handelt, ein anderes, dass dieses Tier im Wasser lebt usw. Hinter diesem „usw.“ verstecken sich eine Reihe von Schwierigkeiten, mit denen dieser Ansatz zu kämpfen hat, und auch die Frage, ob man zwischen sog. lexikalischem Weltwissen und semantischem Sprachwissen unterscheiden kann oder muss, hält sich hartnäckig. Aber klar ist auch: Bedeutungen durch eine Menge von Merkmalen anzugeben, das ist ein im ersten Zugriff plausibles Verfahren, mit dem man zu attraktiven Bedeutungsdefinitionen (aus Oberbegriff und unterscheidenden Merkmalen) gelangt, und mit denen man z. B. SprachlernerInnen schnell Bedeutungen näherbringen kann. Stefan Engelberg und Irene Rapp widmen sich in ihrem Beitrag – durchaus mit kritischem Zugriff – diesem Ansatz. Sie zeigen, wie man Bedeutungen auseinandernimmt, wie man sie wieder zusammenfügt und welche Probleme sich dabei ergeben können. Aber auch, wie schön Dekompositionen sein können.

Wissenschaftsgeschichtlich gesehen versteht sich die **Prototypensemantik** als eine Art Überwindung der Merkmalssemantik, bei der wesentliche Probleme der Merkmalssemantik beseitigt sind. Es wird dann häufig die traurig endende Geschichte vom ungenügenden NHB-Modell erzählt (= Modell der notwendigen und hinreichenden Bedingungen, womit man die Merkmalssemantik meint), das nicht in der Lage sei, den eigenen Ansprüchen zu genügen. Weder seien – so geht die Geschichte weiter – alle Merkmale einzeln für sich genommen immer notwendiger Bestandteil der Bedeutung, noch sind alle zusammen hinreichend. So gibt es – um ein paar Beispiele aus dem Netz zu ziehen – einerseits etwa auch an Land lebende Fische³ sowie Fische ohne Flossen⁴ und andererseits aber auch Fische mit Beinen.⁵ Statt der NHB-Annahme sei es sinnvoller, von einem guten Vertreter als dem Prototyp einer Kategorie auszugehen mit verschiedenen weit davon entfernten peripheren. Solch eine Geschichte erzählt auch Christina Gansel. Sie stellt die sogenannte Standardversion der Prototypentheorie (bei der ein typischer Vertreter das Zentrum bildet) ebenso vor wie die erweiterte Version (bei der es um prototypische Effekte geht). Interessanterweise diskutiert Gansel im Rahmen der Standardtheorie für *Fisch* die Frage nach einem Prototypen zur Kategorie FISCH (also: Welches ist der Prototyp in dieser Kategorie?), bei *fressen* und *fremd* stellt sie jedoch die Frage in den Vordergrund, ob diese Wörter prototypische Vertreter der jeweiligen Wortart sind (*fres-*

³ Vgl. http://www.galileo.tv/earth-nature/an-land-lebender-fisch-bedroht-australien/?utm_source=facebook&utm_medium=social&utm_term=social_post&utm_campaign=Galileo&utm_content=20150603_an_land_lebender_fisch_bedroht_australien.

⁴ Vgl. <http://www.laborwelt.de/aktuelles/bild-der-woche/2015/fische-ohne-flossen.html>.

⁵ Vgl. <http://www.shz.de/lokales/uetersener-nachrichten/fische-mit-beinen-und-seltener-glibber-id13543336.html>.

sen als ein prototypisches Verb, *fremd* als ein prototypisches Adjektiv). Während es der Prototypentheorie um Orientierung am Referenzbereich geht (bestimmte Exemplare als Vertreter einer Kategorie), befasst sich die **Stereotypentheorie** eher mit der mentalen Repräsentation. Damit hat sie wieder – von außen betrachtet – Ähnlichkeiten mit der Merkmalssemantik, denn die Beschreibung des Stereotypen macht Gebrauch von Merkmalszuschreibungen (für den Stereotyp von *Fisch* etwa: im Wasser lebend, durch Kiemen atmend o. Ä.). Nur sind diese Merkmale nicht notwendig und sie können sogar abweichen von dem, was Spezialisten als Eigenschaften so mancher Referenzobjekte von Ausdrücken wissen (also zum Beispiel, dass einige Fische durchaus eine gewisse Zeit an Land leben können, so etwa der Kletterfisch bzw. *Anabas testudineus*, der übrigens auch ein sog. Labyrinthorgan für die Atmung an Land hat).⁶ So etwas wissen Spezialisten. Ihr Wissen über die Bedeutung eines Ausdrucks ist gegenüber dem alltagssprachlichen Wissen reichhaltiger oder auch genauer bzw. korrekter. Und manchmal wird Spezialistenwissen zum Allgemeinwissen (dass z. B. Walfische gar keine Fische sind, dürfte heute weit verbreitetes Wissen sein). Man spricht hier auch von Arbeitsteilung. Stereotypen sind diejenigen Bedeutungsrepräsentationen, die uns in die Lage versetzen, Wörter jeweils sozial unauffällig zu gebrauchen. Dieses Stereotyp muss aber nicht übereinstimmen mit dem Wissen, das Spezialisten von den Objekten des Referenzbereichs von Ausdrücken haben. Die wissen mehr und manches u. U. eben auch einfach besser (wobei man den nicht ganz kleinen Grenzbereich dieser Arbeitsteilung auch als Besserwisserei markieren könnte). Zum Glück für die alltägliche Kommunikation ist es aber nicht notwendig, immer sicheres Spezialistenwissen für jeden Ausdruck als Ideal anzupeilen oder gar für deren Verwendung vorauszusetzen. Uns reicht aus sehr guten Gründen in den allermeisten Fällen alltäglicher Kommunikation ein stereotypisches Wissen, um uns verständigen zu können. Wer nur reden möchte, wenn er oder sie sicher über die Referenzbereiche der zu verwendenden Wörter Bescheid weiß, wird im Alltag selten Gelegenheit finden, etwas sagen zu können.

In der **Wortfeldtheorie** werden Bedeutungen von Wörtern sichtbar gemacht, indem man zeigt, wie sie sich gegen Bedeutungen benachbarter Wörter abgrenzen. Im Hintergrund steht der strukturalistische Differenzgedanke: Die Bedeutung eines Wortes ergibt sich aus seiner Position in einem Feld ähnlich bedeutender Wörter. Um die Bedeutung eines Wortes wortfeldtheoretisch herausarbeiten zu können, muss man also zunächst einmal das Wortfeld ermitteln, in dem dieses Wort steht, und dann herausfinden, wie es sich gegen die anderen Wörter in diesem Wortfeld abgrenzen lässt. Als Beschreibungsinventar greift auch die Wortfeldtheorie dabei wieder auf merkmalsähnliche Einheiten zurück. Es zeigt sich ein ums andere Mal, dass die Merkmalssemantik trotz der großen theoretischen Probleme doch Mittel bereitstellt, mit denen man weiterarbeiten kann. Und sei es nur die Grundannahme, dass man Bedeutungen beschreiben kann, indem man deren Komponenten auflistet. In seinem Beitrag zur Wortfeldtheorie beleuchtet Sven Staffeldt zunächst verschiedene Fassungen des Wortfeldbegriffs. Der Terminus *Wortfeld* hat nämlich recht unterschiedliche begriffliche Fassungen und ist zudem auch jenseits begrifflicher Festsetzungen recht erfolgreich. Es geht dabei nicht nur um die Frage, was genau eigentlich ein Wortfeld ist – die Rolle von Metaphern darf bei einer solchen definitorisch

⁶ Vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Kletterfisch>.

festlegenden Beschreibung nicht unterschätzt werden, auch *Wortfeld* ist ja bereits metaphorisch –, sondern natürlich auch um die Frage, wie man Wortfelder modelliert. Welche Wörter gehören in ein Wortfeld und welche nicht? Dürfen es nur Simplizia sein oder können es auch Wortbildungen und Phraseologismen sein? Müssen die Wörter eines Wortfeldes der gleichen Wortart angehören? Welcher Art müssen die Beziehungen der Wörter in einem Wortfeld sein? Ist jedes Wort in einem Wortfeld zu verorten? Gibt es auch Wörter, die vielleicht lediglich Oberbegriffe sind (also als Namen für Wortfelder taugen), ohne selbst Teil eines Wortfeldes zu sein? Sind Wortfelder untereinander selbst wieder vernetzt und gibt es innerhalb eines Wortfeldes selbst wieder Unterwortfelder? Welche verschiedenen Typen von Wortfeldern kann man auseinanderhalten? Zu den meisten dieser Fragen gibt es Ausführungen der Art, dieser oder jener habe sie für seine Modellierung so oder so beantwortet und man solle sich, wolle man wortfeldpraktisch arbeiten, für bestimmte Antworten entscheiden. Als Generalantwort auf diese Fragen kann man demnach ein klares *Kommt drauf an* geben. Im zweiten Teil des wortfeldtheoretischen Beitrags werden die vier vorgegebenen Wörter schließlich wortfeldpraktisch analysiert. Es werden hier verschiedene Methoden zur Modellierung von Wortfeldern und zur Abgrenzung von Wörtern vorgestellt und deren Anwendung auf die vier vorgegebenen Wörter demonstriert. Dabei ruft man gleich mehrere weitere Gespenster herbei. Ein Gespenst kommt selten – und wortfeldtheoretisch wohl eher: niemals – allein. Man muss ja die Wortfeldnachbarn mitbeschreiben, wenn man ein Wort in seinem Wortfeld gegen diese Nachbarn abgrenzen möchte. Dass der Beitrag zur Wortfeldtheorie im Vergleich zu den anderen etwas lang geraten ist, liegt u. a. auch daran.

Die **Konzeptuelle Semantik** greift die gespenstischen Bedeutungen mit schwerem formalen Geschütz an. Ihre Sichtbarmachungsstrategie besteht darin, Bedeutungen als Formeln erscheinen zu lassen. Bedeutungen sind etwas Mentales und die Konzeptuelle Semantik macht Vorschläge, wie diese mentalen Repräsentationen in exakte Beschreibungen übersetzt werden können. Dabei stützt sie sich auf zwei Teile anzunehmender Lexikoneinträge: die Argumentstruktur (wie viele Einheiten sind beteiligt?) und die Semantische Form (welche thematischen Rollen u. Ä. haben diese Argumente?). Hauptaufgabe der Konzeptuellen Semantik ist die logiksprachlich formalisierte Angabe, wie Lexikoneinträge zu den fraglichen sprachlichen Einheiten aussehen. Diese Lexikoneinträge müssen dabei so gehalten werden, dass sie zutreffende Voraussagen über das syntaktisch-semantische Verhalten der so analysierten Ausdrücke zulassen, dass diese Beschreibungen kognitionspsychologisch akzeptabel sind und dass sie referenzielle Bezüge ermöglichen sowie unter wahr/falsch beobachtbar sind. Claudia Maienborn arbeitet in ihrem Beitrag detailliert (und behutsam, aber durchaus bestimmt) heraus, wie konzeptuelle Strukturen über gut gebaute propositionale Repräsentationen erfasst werden können. Dabei kehren zum einen alte Bekannte wieder (wenn es um die systematischen semantischen Grundbausteine geht), zum anderen aber zeigen eine Reihe von Versuchen der Annäherung an schwer fassbare Bedeutungsaspekte (etwa: nicht weiter beschreibbare idiosynkratische oder sensuelle Bedeutungsbausteine oder kontextuelle Effekte regulärer bzw. inhärenter Polysemie) Grenzen auf. Dossiers, dot-Typen, Qualia-Strukturen, Coercion, polymorphe Typen – all dies schickt Maienborn in ihrem Beitrag in die Schlacht, um die Grenzen des Nichtbeschreibbaren immer weiter ins Innere zu verlagern. Symptomatisch ist hier übrigens – man müsste nur noch genau klären: symptomatisch wofür –

auch die Tatsache, dass in den formelhaften Bedeutungsbeschreibungen im Normalfall oder zumindest doch häufig an irgendeiner Einbettungsstelle das zu beschreibende objektsprachliche Wort als metasprachliches in Teilen oder ganz wieder auftaucht (etwa *fremd* als FREMD oder *öffnen* als OFFEN) oder durch ein latinisiertes oder anders vereinfachtes Beschreibungswort übersetzt wird (wie *Hund* durch CANINE, *Fisch* durch PISCINE oder *wieder* durch AGAIN – nicht so aber bei *fressen*, hier taucht u. a. CONSUME auf, das kein einfaches Übersetzungsäquivalent darstellt). Es scheint so zu sein, als ob es noch Rückzugsgebiete für Bedeutungsgespenster gibt, die umstellt werden können, nicht aber eingenommen. Ein gespenstischer Rest bleibt. Oder um es mit Maienborn in einem Quasizitat aus ihrem Aufsatz zu sagen: Tiefergehende semantische Analysen müssten aufdecken, was sich hinter Prädikationen genau verbirgt. Und noch etwas ist bemerkenswert: Hier gilt der methodologische Grundsatz, die Bedeutung müsse bekannt sein, um sie beschreiben zu können, auf besondere Weise. Konzeptuelle Semantik zu betreiben ist ein Prozess der Herstellung formaler Übersetzungen. Die formale Rekonstruktion mentaler Strukturen setzt dabei voraus, dass man kennt, was man rekonstruiert. Jeder Bestandteil der Beschreibungsformeln kann in so einer Formel nur deswegen stehen, weil man weiß, annimmt oder für plausibel hält, dass es so ist (also etwa, weil man weiß oder der gut begründbaren Meinung ist, dass Objektargumente zu *fressen* mit FESTE SUBSTANZ zu erfassen und Subjektargumente sinnvoll auf TIER festzulegen sind). Wäre man an dieser Stelle anderer Meinung, müsste oder bräuchte man nur die Argumenttypen ändern.

Auch die von Monika Schwarz-Friesel vorgestellte **Kritische Kognitionslinguistik** (KKL) rekonstruiert Mentales. Allerdings nicht mittels Übersetzungen in Formeln. Ihr vorrangiges Beschreibungsinteresse gilt der Aktivierung aktueller Bedeutungen durch den Aufbau von Textweltmodellen, dem Prozess der Bedeutungskonstitution. Obwohl der Terminus *usage-based* oder *gebrauchsbasiert* in dem Beitrag nicht vorkommt, kann man ihn gut zur Charakterisierung dieses Ansatzes verwenden. Die KKL interessiert sich für die dynamischen Aspekte des Zustandekommens aktueller Bedeutungen. Sie unterscheidet als Drei-Stufen-Semantik theoretisch drei Wissens- oder Kenntnisbereiche bzw. Systeme: das konzeptuelle System, das semantische Kenntnissystem und das sprachliche Wissen. Alle drei Bereiche sind miteinander gekoppelt. Lexikalische Bedeutung ist als ein Ausschnitt aus dem Gesamt konzeptueller Inhalte zu sehen, der mit phonologisch-graphemischen und syntaktischen Repräsentationen gekoppelt ist. Demnach gibt es so etwas wie die lexikalische Bedeutung, aber der kognitiv und kommunikativ wesentlich wichtigere Prozess der Bedeutungskonstitution läuft über Referenzialisierung in einem Textweltmodell. In der Rekonstruktion des Bedeutungsschicksals eines Referenten innerhalb eines Textweltmodells sieht die KKL ihre Hauptaufgabe und hierauf bezieht sich auch das kritische Interesse. Denn solche Bedeutungsschicksale sind auch und vor allem geprägt durch Perspektivierungen und Evaluierungen. Dies offenzulegen ist der kritische Anspruch einer KKL. Um es gespenstisch auszudrücken: Die KKL interessiert sich nicht so sehr für die Gespenster als Gespenster, sondern eher für das Spuken der Gespenster.

Während sich die bisher angesprochenen Ansätze den Bedeutungen gewissermaßen von außen nähern (sie einkreisen, sie dingfest machen, sie sezieren, sie formalisieren usw.), versucht eine korpuslinguistisch ausgerichtete Semantik (man könnte auch sagen: **Kor-**

pussemantik) sich unter die Gespenster zu mischen, um zu beobachten, wie sie zu Gespenstern werden. Grundlegende Annahme korpuslinguistischer Zugänge zu semantischen Phänomenen ist, dass man Erkenntnisse über die Bedeutung nur gewinnen kann, wenn man sich möglichst viel Sprachgebrauch anschaut, in dem die interessierende Einheit vorkommt. Deshalb kann sich die von Petra Storjohann vertretene Richtung auch nicht mit dem vorgegebenen Analysetext begnügen. Sie muss mehr und möglichst sehr große Mengen an Sprachverwendungen zur Verfügung haben, aus denen sie typische Verwendungen herausarbeiten kann. Grundsätzlich gilt: Aus der Untersuchung der Kontexte, in denen die zu untersuchenden Einheiten vorkommen, kann man Erkenntnisse gewinnen über die Bedeutungen dieser Einheiten (was gleichermaßen ein Axiom des im deutschsprachigen Raum so genannten britischen Kontextualismus und des spezifisch amerikanisch-strukturalistischen Distributionalismus ist). Hier haben wir es vor allem zu tun mit: Kookkurrenz- bzw. Kollokationsanalysen, also der statistisch beurteilbaren Ermittlung, welche Umgebungswörter wie häufig und in welchen Abständen rund um das Zielwort vorkommen. Die semantisch gehaltvolle und eigentlich interessante Arbeit beginnt dann bei der Auswertung von Kollokationslisten. Hierzu gibt es verschiedene Verfahren und auch verschiedene Darstellungs- bzw. Visualisierungsmethoden, z. B. die mittlerweile recht bekannten selbstorganisierenden Merkmalskarten, in denen verschiedenfarbige Gruppierungen von Ausdrücken graduelle Abstufungen der Ähnlichkeit anzeigen. Im Grunde – aber das ist korpuslinguistisch bestimmt ein wenig verpönt – hat man es hier mit einer induktiven syntagmatischen Wortfeldanalyse auf der Grundlage großer Daten (*big data*) zu tun. Die Aufgabe des Semantikers (jenseits einer selbstgenügsamen Korpuslinguistik) besteht nun darin, diese Ergebnisdarstellungen zu interpretieren, die herausgearbeiteten Verwendungsprofile systematisch zur Bedeutungsbeschreibung auszubeden. Und das will gelernt und geübt sein. Die Hauptarbeitsweise besteht darin, dass man die Umgebungswörter, die sich in den Kollokationslisten oder -karten zeigen, sinnvoll gruppiert und somit Angebote für bestimmte Bedeutungspositionen erstellt. Man kann auch sagen: Hauptaufgabe ist, Kollokatoren in Beziehung zu setzen. Auch die Frage des Grades an Synonymie bzw. Antonymie kann korpussemantisch solide angegangen werden, nämlich indem Verwendungsprofile verglichen werden.

Der letzte Beitrag beschäftigt sich mit **Metaphern und Metonymien**, ein – wie man sagen könnte – doch reichlich weites Feld. Bei den Beschreibungen aus den bisher vorgestellten Perspektiven spielten solche Phänomene natürlich auch immer mal wieder eine Rolle. Aber von der Konzeption her ging es eher um die Differenz oder Unterscheidung von System- vs. Gebrauchsbedeutung. In dem Beitrag von Jörg Hagemann geht es um eine dazu querliegende Unterscheidung von wörtlicher Bedeutung und in verschiedener Weise übertragener Bedeutung. Es geht – wie Hagemann schreibt – um Fälle, in denen man A sagt und B meint. Um hier sicher analysieren zu können, muss man darauf vertrauen können, wörtliche Bedeutungen zu kennen. So muss man erkennen können, dass *kleine Fische* wörtlich die im Vergleich geringe Größe bestimmter Wassertiere erfasst, diese Bedeutung aber nicht vorliegt in Verwendungen wie: *Gammelfleisch und solch kram sind doch nur kleine Fische*.⁷ Im Grunde nimmt man die Haltung eines Kleinkindes

7

<https://www.topagrar.com/news/Home-top-News-Rommel-Wir-brauchen-Verbraucherschutzpolitik-aus-einem-Guss-1332735.html>

ein, von dem man annehmen könnte, dass es rückfragt: Ist Gammelfleisch ein Fisch? Hagemann spricht hier von einer Art künstlichem Rezeptionszustand, bei dem man jeden Ausdruck erst einmal wörtlich nimmt und abgleicht, ob diese Bedeutung an der jeweiligen Stelle gemeint sein kann. Er schlägt dann weitere Analyseschritte vor, um herauszufinden, ob es sich um eine Sinn-Abwandlung anderer Art oder um eine Metapher oder Metonymie handelt, wobei schließlich die wahrscheinlichste Lesart kontextuell abzusichern ist. Um ein letztes Mal die Gespenster zu bemühen: Wer nach Metaphern und Metonymien sucht, gibt darauf Obacht, ob die Gespenster da spuken, wo sie für gewöhnlich spuken, oder ob sie nicht vielmehr an für die Spukerei mehr oder weniger unüblichen Orten ihr Unwesen treiben. Auch hier wird die Kenntnis wörtlicher Bedeutungen als Teil der semantisch sicheren Sprachbeherrschung vorausgesetzt. Nur wer diese kennt, kann übertragenen Gebrauch identifizieren.

Natürlich fehlen in diesem Band noch wichtige Semantiktheorien – nicht alles konnte gleich im ersten Anlauf integriert werden. Als erstes wäre da die **Framesemantik** (z. B. in der Nachfolge von Charles Fillmore) zu nennen. Aber auch Spielarten der **Kognitiven Semantik** (verbunden z. B. mit den Namen Ronald Langacker, Leonard Talmy oder auch George Lakoff) fehlen weitgehend. Ebenso nicht vertreten sind historische Ansätze, bei denen etwa die Frage des **Bedeutungswandels** im Vordergrund stehen würde oder auch die generelle Frage, wie etwas über die Bedeutung sprachlicher Einheiten in älteren Sprachstufen herausgefunden werden kann (was letztlich auch methodologische Grundfragen berührt). Die Beschränkung auf wortsemantische Ansätze war konzeptionell gewollt. Irgendwo musste ein Schnitt gemacht werden. Mit dem Ergebnis, dass natürlich auch **Satzsemantiken** in diesem Band nicht vertreten sind.

4 Ein Wort zur Ansätze übergreifenden Notationsproblematik

Wenn Semantik als eine Art Übersetzung verstanden werden kann, bei der u. U. dieselbe sprachliche Form objektsprachlich (als in ihrer Bedeutung zu analysierend) und metasprachlich (als Etikett für die Bedeutung) vorkommt, benötigt man zur Kennzeichnung verschiedener Ebenen unterschiedliche Notationsmittel. Damit man weiß, worüber man jeweils redet. Obwohl sich hierfür einige Notationskonventionen herausgebildet haben, werden diese aus unterschiedlichen Gründen aber nicht immer in gleicher Weise befolgt bzw. kann es dabei zu Schwierigkeiten kommen.

Am unproblematischsten ist die Kennzeichnung einer Einheit als **objektsprachlich**. Hierfür wird in der Regel Kursivdruck verwendet. Beispiel:

Uns geht es hier in diesem Buch um exemplarische Analysen der Bedeutungen der Ausdrücke *Fisch*, *fressen*, *fremd* und *wieder*.

Gelegentlich wird bei der Notation objektsprachlicher Einheiten auch ein lexikographischer Stil nachgeahmt, z. B. durch Fettdruck des entsprechenden objektsprachlichen Wortes mit anschließender Bedeutungsangabe (die dann allerdings manchmal kursiv erscheint). Sowohl Fettdruck als auch Kursivdruck werden aber auch zur Hervorhebung (wie hier in dieser Einleitung, womit eine Gliederungsfunktion verbunden ist) oder für

die Kennzeichnung als Terminus verwendet (z. B. wenn man erstmalig in einem Aufsatz die *Konzeptuelle Semantik* erwähnt⁸).

Manchmal sind aber auch doppelte Anführungszeichen zu finden. Das wird insbesondere relevant, wenn man längere objektsprachliche Ausdrücke präsentiert. So hätten wir oben bei dem Internetbeleg *Gammelfleisch und solch kram sind doch nur kleine Fische* auch daran denken können, ihn so zu präsentieren: „Gammelfleisch und solch kram sind doch nur kleine Fische.“ Nun ist dies ein Beleg. Für **Belege und Beispiele** gilt aber eher eine aufzählende Notation (statt der Zitatwiedergabe). Etwa so:

- (1) Gammelfleisch und solch kram sind doch nur kleine Fische
- (2) *Das Buch ist fremd.

In (2) wurde ein Asterisk (= „*“) verwendet, um anzuzeigen, dass man diesen Satz für grammatisch nicht akzeptabel hält. Markierungen dieser Art beziehen sich also auf **Akzeptabilitätsurteile**, auf welcher Ebene auch immer die Akzeptabilität im Einzelfall liegt (hier auf syntaktischer Ebene). Dabei kann es graduelle Abstufungen geben. So könnte ein hochgestelltes Fragezeichen (= „?“) verwendet werden, um anzuzeigen, dass man die Akzeptabilität für fraglich hält, zwei davon (= „??“), dass man sie für sehr fraglich hält, und drei davon (= „???“), dass man sie für äußerst fraglich hält o. Ä.

Schwieriger wird es bei **metasprachlichen** Verwendungen. Diese Schwierigkeiten hängen auch z. T. mit theoretischen Überlagerungen zusammen. So kann man etwa einen Unterschied machen, ob man über die Bedeutung eines Ausdrucks redet oder über ein mentales, psychisches Konzept bzw. einen Begriff. Dafür bräuchte man dann verschiedene Notationen.⁹ Weit verbreitet ist, einfache Anführungszeichen für Bedeutungen und Kapitälchen oder Buchstaben für Konzepte bzw. Begriffe zu nehmen. Etwa so:

Die Bedeutung von *Fisch* ist ‚Fisch‘ (oder auch so: ‘Fisch’).

Mit der Verwendung des Ausdrucks *Grundel* werden Teile des Konzepts FISCH (oder auch so: FISCH, FISCH) aktiviert.

Schließlich kann es auch noch Bedarf zur Anzeige geben, dass man Dinge in der Welt meint (und nicht den sprachlichen Ausdruck, dessen Bedeutung oder ein Konzept usw.). Dafür sind manchmal eckige Klammern (= „[...]“) zu finden. Etwa so: Mit dem Ausdruck *Fisch* in der Bedeutung ‘Fisch’ kann man auf die Gattung der [Fische] Bezug nehmen. An diesem Beispiel kann man auch eine weitere, kaum gut lösbare Schwierigkeit zeigen: Wie verhält es sich mit der Kennzeichnung von Kategorien? Im vorliegenden Fall wäre dies die Gattung [Fisch]. Sollte hierfür noch eine zusätzliche Notation gefunden werden? Häufig sind in solchen Fällen wieder Kapitälchen oder Majuskeln anzutreffen (also etwa: die Gattung FISCH oder auch: die Gattung FISCH). Damit wird

⁸ Großschreibung ist eine zusätzliche Anzeige, dass es sich insgesamt um einen Terminus handelt. So geschrieben bekommt der Ausdruck dann etwas Eigennamenhaftes. Daher ist bspw. die Nominalgruppe *Deutsche Sprachwissenschaft* gut geeignet, um auf eine Abteilung eines Instituts Bezug zu nehmen.

⁹ Es kann aber auch sein, dass Bedeutung und Konzept in einer Theorie zusammenfallen. Dann hätte man das Problem, dass man zwei Verschiedenes bedeutende Notationsmöglichkeiten zur Kennzeichnung nur einer Sache hat.

dieses Notationsmittel aber polysem und im Einzelfall kann es sein, dass man eben nicht weiß, ob man damit auf eine Kategorie oder auf ein Konzept Bezug nimmt, was ja nicht das gleiche ist.

Darüber hinaus können Schwierigkeiten auch daraus resultieren, dass sich bei der Verwendung eines Ausdrucks Ebenen verschränken. Zum Beispiel könnte man schreiben: Jeder *Großvater* ist ein *Opa* und jeder *Opa* ist ein *Großvater*. Hier würde man über Ausdrücke reden. Nur die Ausdrücke sind aber wohl eher nicht gemeint, und wörtlich genommen – das wäre der Hagemann'sche künstliche Rezeptionszustand – wäre der Satz sogar falsch, denn man sieht auf einen Blick, dass *Großvater* und *Opa* ja nicht identisch sind. Aber: Man redet ja doch auch über die Ausdrücke. Und zwar über die Relationen, in denen diese Ausdrücke zueinander stehen. Oder stehen nicht die Ausdrücke, sondern nur deren Bedeutungen in Beziehung zueinander? Sollte man also vielmehr so notieren: Jeder 'Großvater' ist ein 'Opa' und jeder 'Opa' ist ein 'Großvater'? Das ist auch seltsam, denn die formulierten Sätze klingen eher danach, als würde man sagen, dass wer ein Großvater ist, auch ein Opa ist. Man würde also nicht über bloße Bedeutungen reden, sondern über Dinge in der Welt, die zugleich so oder auch so genannt werden können. Also doch eher: Jeder [Großvater] ist ein [Opa] und jeder [Opa] ist ein [Großvater]. Oder in der Referenzlesart der Notation über Kapitälchen so: Jeder GROßVATER ist ein OPA und jeder OPA ist ein GROßVATER? Das Problem ist: Man redet im Grunde sowohl über Ausdrücke als auch über Bedeutungen und über Dinge in der Welt, hat dafür drei oder vier verschiedene Notationen zur Verfügung, formuliert aber nur einen Satz, in dem diese nicht sinnvoll zugleich verwendet werden können. Weglassen kann man eine Notation aber auch nicht, denn man hat es ja mit Metasprachlichkeit zu tun und die möchte man auf jeden Fall kennzeichnen. Kurzum: Es kann Notationskonflikte geben.

Es gilt daher ganz allgemein: Als LeserIn sollte man sich im Einzelfall Klarheit darüber verschaffen, was gemeint sein könnte. Notationen helfen dabei, aber hin und wieder muss man auch über diese Notationen hinweg oder gegen diese den jeweiligen Schreibgebrauch selbst auslegen. Kritische Lektüre ist aber ja ohnehin gefragt. Und Spaß machen darf sie natürlich auch.

Der Analysetext

Invasion der Grundeln

Fremde Fische im Main: Seit Jahren breiten sich Schwarzmeergrundeln explosionsartig in unseren Gewässern aus. Die Folgen für das Ökosystem sind unklar.

FOTOS (2): Johannes Ungemach

Von **JOHANNES UNGEMACH**
und **GERHARD MEISSNER**

Sie messen nur wenige Zentimeter und sorgen doch für große Diskussionen: Die Schwarzmeergrundeln. Die selten mehr als zehn Zentimeter langen Fische haben sich im Main in den vergangenen zehn Jahren rasant ausgebreitet. Heute sind die Grundeln die wohl verbreitetsten Fische im Fluss.

Es ist wohl zehn bis 15 Jahre her, dass die ersten Exemplare als blinde Passagiere einreisten – in den Ballasttanks von Flussschiffen. Die Schleuseroute führte über die Donau und den Rhein-Main-Donau-Kanal. Heimisch sind die Schwarzmeergrundeln, zu denen mehrere Arten zählen, eigentlich im Brackwasser rund um das Schwarze Meer. Doch durch die Einflüsse des Menschen haben sich die kleinen Fische seit 100 Jahren kontinuierlich ausgebreitet. Nun auch im Main – zum Leidwesen auch der Angler, die kaum mehr einen anderen Fisch an den Haken bekommen.

„Es ist wirklich massiv geworden“, beschreibt Wolfgang Silkenat, der Fischereifachberater des Bezirks Unterfranken, die Situation. Nur die Nebengewässer des Mains haben die Grundeln noch nicht restlos erobert. Dort halten sie sich bislang meist nur in den Unterläufen auf. Das, so Silkenat, liegt unter anderem an der stärkeren Strömung der kleineren Gewässer und auch am geringeren Nahrungsangebot.

Im Main hingegen fühlt sich die Grundel offenbar pudelwohl. Die flächigen Steinschüttungen am Ufer des Flusses bilden mit ihren Zwischenräumen einen idealen Lebensraum für die Invasoren. Und auch das Nahrungsangebot taugt der Grundel offenbar, wobei sie nicht wählerisch ist. Sie gilt als ausgesprochen gefräßig, vertilgt kleine Fische ebenso wie Laich. Ja sogar vor Artgenossen macht die Grundel nicht Halt.

Welche Auswirkungen die Anwesenheit der Grundel langfristig auf das Ökosystem Main haben wird, ist noch unklar. Weißfische, zu denen beispielsweise Rotaugen, Schleien oder Brassen zählen, haben in den vergangenen Jahren spürbar abgenommen. Hubert Holl, Vorsitzender der Fischerzunft Randersa-

36 cker, vermutet, dass die Grundeln daran zumindest eine Mitschuld haben. Zum
37 einen, weil sie den Laich der einheimischen Fische frisst, zum anderen auch,
38 weil sie ein großer Nahrungskonkurrent ist.

39 Erst kürzlich hat die Zunft zwischen den Staustufen Randersacker und Goß-
40 mannsdorf mit Hilfe von elektrischem Strom geschlechtsreife Aale abgefischt.
41 Im Rahmen eines Schutzprogramm werden sie im frei fließenden Rhein wieder
42 ausgesetzt, um ihre Laichplätze im Atlantik erreichen zu können, ohne vorher
43 von Kraftwerksturbinen zermahlen zu werden.

44 Dabei gingen den Fischern auch Hunderte von Grundeln ins Netz, die mei-
45 sten davon an den Steinschüttungen entlang der Ufer. Dort suchen sie einerseits
46 Schutz, treffen aber auch auf reichlich Beute. Die Grundel frisst alles, was sie
47 finden kann. Diese Erfahrung machen auch Angler am Main. Egal ob sie ein
48 Maiskorn, einen Regenwurm oder eine Made an den Haken hängen – fast immer
49 ist es die Grundel, die nach kürzester Zeit anbeißt. Es gibt sogar Erzählungen,
50 wonach schon ein nackter Haken genüge, um die gefräßigen Fischchen zum
51 Anbeißen zu bewegen.

52 Fischereifachberater Silkenat will der Grundel jedoch nicht alleine die Schuld
53 daran zuschieben, dass andere Fische seltener geworden sind. Es gebe viele
54 weitere Einflussfaktoren wie beispielsweise den Kormoran. Silkenat hat trotz
55 der seit Jahren zu beobachtenden explosionsartigen Zunahme der Grundelbe-
56 stände die „Hoffnung, dass sich die Natur selber hilft“. Erste Anzeichen dafür
57 gibt es: Offenbar stellen sich die im Main heimischen Raubfische zunehmend
58 auf das neue Nahrungsangebot ein. Prächtig erholt hat sich beispielsweise der
59 natürliche Bestand an Barschen – ein Indiz für die gute Nahrungssituation, an
60 der auch die Grundeln ihren Anteil haben könnten.

61 Den Wandel im Speiseverhalten der Raubfische machen sich längst auch
62 Angler zunutze. Sie verwenden gefangene Grundeln als Köder, um Raubfische
63 an den Haken zu bekommen – mit Erfolg. Doch Angler, Fischer, Waller, Hech-
64 te, Barsche und Zander, sie alle werden wohl nicht in der Lage sein, den Be-
65 stand des eingewanderten Fremdlings nennenswert zu reduzieren. „Die kriegen
66 wir nicht mehr los“, sagt der Fischereiberater Silkenat über die Grundel.

67 Daran ändert selbst die Tatsache nichts, dass manche Angler den kleinen
68 Fisch als Bereicherung des eigenen Speiseplans entdeckt haben. Gebacken,
69 geräuchert, frittiert oder als Bestandteil einer Fischsuppe – Rezepte für die kü-
70 chentechnische Verwertung der Grundel gibt es in Anglerforen im Netz reich-
71 lich.

72 Auch Silkenat hat schon einen kulinarischen Selbstversuch unternommen.
73 „Das war in Ordnung“, sagt er über den Geschmack der Grundeln. Dennoch
74 geht er davon aus, dass sich der Fisch nicht zum Küchenschlager entwickeln
75 wird. Zu mühselig sei es, sich mit den kleinen Tieren eine Mahlzeit zusammen-
76 zuangeln. Auch die lederartige Haut der Grundeln sei etwas abschreckend.

77 Bernhard Ziegler, Obermeister der Fischer- und Schifferzunft Kitzingen,
78 weist aber auf einen ganz anderen Aspekt der generellen Abnahme der Fisch-
79 fauna im Main hin: die stark zunehmende Großschifffahrt mit den Schubver-

80 bänden und Hotelschiffen sowie den Mainausbau. Durch die enorme Sog-
81 Schallwirkung bei jeder Vorbeifahrt setzen sich mehr und mehr Sedimente in
82 den Buhnen und Altwässern ab, so dass heute nur noch wenige dieser Gewässer
83 Fisch-Lebensraum, Rückzugsgebiet und Aufwuchsmöglichkeit für Fischbrut
84 sind. Um die Fischpopulation einigermaßen aufrecht zu erhalten, setzen die
85 Koppelfischereigenossenschaften viele Fische in den Main ein. Erst kürzlich
86 habe etwa die Koppelfischereigenossenschaft Kitzingen einen Besatz für das
87 Jahr 2014 in Höhe von 70 000 Euro für den Mainabschnitt zwischen Wipfeld
88 und Marktstift beschlossen.

89 **Aus dem Schwarzen Meer in den Main**

90 Fünf Grundelarten haben in den vergangenen Jahren den Weg aus ihrem ange-
91 stammten Lebensraum im Brackwasser rund um das Schwarze Meer in den
92 Main gefunden: Schwarzmundgrundel, Kesslergrundel, Marmorierte Grundel,
93 Nackthalsgrundel und Flussgrundel. Mitte der 1980er Jahre wurden die ersten
94 der Grundeln im Oberlauf der Donau entdeckt. Über den 1992 eröffneten Rhein-
95 Main-Donau-Kanal gelangten die Fische in Ballasttanks von Schiffen in den
96 Main. Der Siegeszug der Grundeln hat sie auch in die Großen Seen nach
97 Nordamerika, in die Ostsee und in viele weitere Flüsse Europas geführt.

98 Die Blocksteinschüttungen entlang des Mains sind ideale Lebens- und Brut-
99 räume für die extrem vermehrungsfreudigen, gefräßigen und anpassungsfähigen
100 Grundeln. Die Bestände haben sich explosionsartig entwickelt. Berufsfischer im
101 RMD-Kanal berichteten, dass sich in ihren Reusen zu 90 Prozent Grundeln
102 fanden. Das als neugierig und aggressiv beschriebenes Beißverhalten der Fische
103 hat dazu geführt, dass auch Angler mancherorts kaum mehr etwas anderes fan-
104 gen.

105 Eine Bekämpfung der Einwanderer ist nahezu unmöglich. In einer von den
106 Bezirken, von Landesfischereiverband, der Technischen Universität München
107 und der Landesanstalt für Fischerei zu dem Thema herausgegebenen Broschüre
108 wird als hilfreiches Mittel die Renaturierung der Flussufer genannt. So könne
109 man die für Grundeln ideale Steinschüttungen zurückdrängen und die Lebens-
110 räume heimischer Fische stützen.

111 Wissenschaftliche Untersuchungen haben gezeigt, dass die Grundelinvasion
112 Auswirkung beispielsweise auf Fischnährtiere wie Kleinkrebse, Insektenlarven
113 und Weichtiere hat. Auch teils bedrohte Kleinfischarten zählen zum Nahrungs-
114 spektrum der Grundeln.

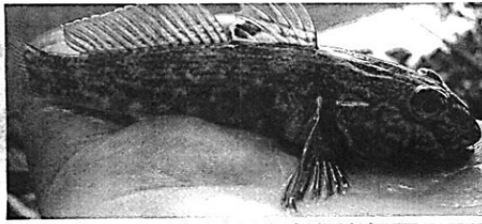
115 Anglern und Fischern ist es zur Eindämmung der Grundel-Invasion per Fi-
116 schereigesetz untersagt, gefangene Grundeln wieder in den Fluss zurückzuset-
117 zen. Stattdessen müssen die Tiere tierschutzgerecht getötet werden. Auch das
118 Einsetzen von Grundeln in Gewässer ist verboten.

119 [Bildunterschrift zum Titelfoto:] **Kleiner Fisch, große Wirkung?** Eine
120 Schwarzmundgrundel nach dem Fang aus dem Main. Sie ist am schwarzen
121 Punkt auf der ersten Rückenflosse zu erkennen. FOTOS (2) JOHAN-
122 NES UNGEMACH

123 [in den Text eingebautes Textfeld:] „Die kriegten wir nicht mehr los.“
 124 **Fischereifachberater Dr. Wolfgang Silkenat über die Schwarzmeergrun-**
 125 **deln**

126 [Bildunterschrift zum Foto im Text:] **Grundeln satt:** Flussfischer Karl-Heinz
 127 Schlereth hält zwei Grundeln in der Hand. FOTO: Silkenat

128 [Bildunterschrift zum Foto im Infokasten:] **Idealer Lebensraum:** In den am
 129 Mainufer nahezu durchgängig vorhandenen Steinschüttungen fühlen sich die
 130 Grundeln wohl.



Karl-Heinz Schlereth, 67 Jahre alt, hat zwei Grundeln in der Hand. Foto: Wolfgang Silkenat

Invasion der Grundeln

Fremde fische im Main: Seit Jahren breiten sich Schwarzmergrundeln explosionsartig in unseren Gewässern aus. Die Folgen für das Ökosystem sind unklar.

Schwarzmergrundeln haben sich in den vergangenen Jahren explosionsartig in unseren Gewässern ausgebreitet. Die fischfressende Art ist mittlerweile fast überall im Main und seinen Nebenflüssen anzufinden. Die Grundeln sind mittlerweile zu einem Plagefisch geworden, der die heimischen Arten verdrängt. Die Grundeln sind mittlerweile zu einem Plagefisch geworden, der die heimischen Arten verdrängt.

Die Grundeln sind mittlerweile zu einem Plagefisch geworden, der die heimischen Arten verdrängt. Die Grundeln sind mittlerweile zu einem Plagefisch geworden, der die heimischen Arten verdrängt.



Grundeln laßt sich schon in der Befischung nicht mehr zählen. Foto: Wolfgang Silkenat

Die Grundeln sind mittlerweile zu einem Plagefisch geworden, der die heimischen Arten verdrängt. Die Grundeln sind mittlerweile zu einem Plagefisch geworden, der die heimischen Arten verdrängt.

Die Grundeln sind mittlerweile zu einem Plagefisch geworden, der die heimischen Arten verdrängt. Die Grundeln sind mittlerweile zu einem Plagefisch geworden, der die heimischen Arten verdrängt.

Abbildung 1: Originalseite aus der Mainpost vom 12.11.2013

Quelle: Mainpost vom 12.11.2013 (Autoren: Johannes Ungemach, Gerhard Meissner)
 Online: 10.06.2014; URL: <http://www.mainpost.de/regional/schweinfurt/Invasion-der-Grundeln;art763,8174916>

Die Herausgeber danken der Mainpost (insbesondere den beiden Autoren und der Redakteurin Regina Krömer (Journalistische Büroleitung Chefredaktion)) für die erteilte Genehmigung, diesen Text in seiner ganzen Länge zu Analyse Zwecken verwenden und hierzu auch veröffentlichen zu dürfen, sowie Wolf Peter Klein, der uns auf diesen Artikel aufmerksam gemacht hat.

Semiotisches Dreieck und semantische Relationen

Thorsten Roelcke

Vorbemerkungen

In der modernen Linguistik und Semiotik wurden zahlreiche Modelle von Zeichen und Kommunikation entwickelt. Zu den prominentesten Modellen gehört dabei sicher das sog. semiotische Dreieck von Ogden und Richards aus den 1920er Jahren: Es ist bis heute von großer Bedeutung für die Semantik, da es grundlegende Aspekte einer allgemeinen Konzeption von Zeichen überhaupt umfasst und zudem eine gute Grundlage für die vertiefende Betrachtung einiger semantischer Phänomene bildet. Es steht daher am Beginn dieses Bandes über semantische Theorien und deren Anwendung in lexikalischen Einzelanalysen.

Der vorliegende Beitrag selbst gliedert sich in zwei Abschnitte: Im ersten Abschnitt werden zunächst das semiotische Dreieck nach Ogden und Richards sowie dessen zeichentheoretische Grundlagen vorgestellt; im Anschluss hieran wird es im Kontext anderer Zeichenmodelle diskutiert. Mit verschiedenen Bedeutungen oder Begriffen, die mit einzelnen Ausdrücken verbunden sind, bzw. durch den Bezug auf unterschiedliche Ausschnitte von ein und derselben Wirklichkeit stehen Wörter in diversen semantischen Relationen (etwa der Über- oder Gegenordnung) zueinander. Solche Relationen werden im zweiten Abschnitt des Beitrags zusammengestellt und erläutert. Dabei erfährt die Unterscheidung zwischen semantischer Intension und semantischer Extension (Inhalt und Umfang der Bedeutung), die mit dem semiotischen Dreieck modelliert wird, eine besondere Beachtung.

1 Das semiotische Dreieck

1.1 Das Modell von Ogden und Richards

Das semiotische Dreieck wurde vor rund einem Jahrhundert von dem britischen Linguisten Charles Kay Ogden (1889-1957) und dem britischen Rhetoriker Ivor Armstrong Richards (1893-1979) in die moderne Semiotik (die beiden sprechen hier von *Symbolismus* bzw. *symbolism*) eingeführt und findet sich in dem bekannten Werk „The Meaning of Meaning“ (zahlreiche Auflagen, zuerst 1923). In seiner ursprünglichen Version hat das Modell die Gestalt eines gleichschenkeligen Dreiecks, an dessen Ecken *Faktoren* (*factors*) des Gebrauchs von (sprachlichen und nichtsprachlichen) Zeichen und an dessen Kanten deren Relationen angegeben sind (vgl. Abb. 1 aus ebd., 11).

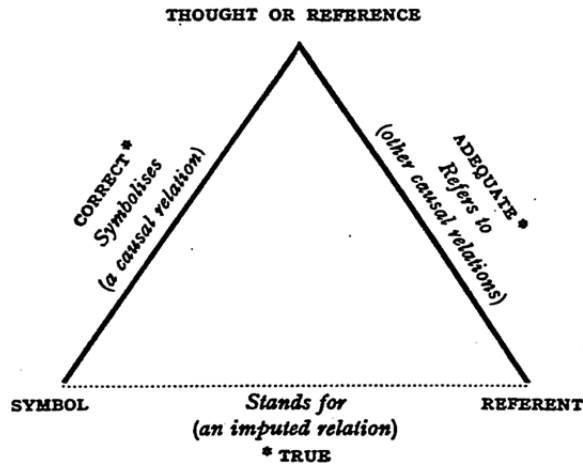


Abb. 1: Das semiotische Dreieck nach Ogden/Richards (1923: 11)

Die deutsche Übersetzung des Werks stammt von Gert H. Müller aus dem Jahr 1974, trägt den Titel „Die Bedeutung der Bedeutung“ und enthält ebenfalls die Darstellung des Modells in Form eines Dreiecks (vgl. Abb. 2, ebd., 18).



Abb. 2: Das semiotische Dreieck
in der deutschen Übersetzung von Gert H. Müller (Ogden/Richards 1974: 18)

Die drei „Faktoren, die bei jeder Aussage beteiligt sind, die gemacht oder verstanden wird“ (ebd., 18)¹⁰, werden als *Symbol*, *Gedanke oder Bezug* (*thought or reference*) und *Referent* bezeichnet: „Symbole lenken und organisieren, registrieren und teilen mit. Wenn wir feststellen wollen, was sie lenken und organisieren, registrieren und mitteilen,

¹⁰ Im englischen Original: „factors involved whenever any statement is made, or understood“ (ebd., 10).